

Mehr als nur ein Dach über dem Kopf

Kulturelle und sozialräumliche Aspekte des Wohnens

PROF. DR. CHRISTIAN

REUTLINGER

leitet das Institut für Soziale Arbeit an der FHS St.Gallen. In seinen Forschungsprojekten zu Wohnfragen, Gemeinwesenentwicklung oder sozialräumlichen Themenstellungen zu Kindern und Jugendlichen forscht er auch in Spanien und Lateinamerika. Sein Engagement umfasst zudem die Vorstandstätigkeit im Instituto Marco Marchioni, dem spanischen Netzwerk von Gemeinwesenarbeitsprojekten.
(siehe Christian Reutlinger: Das Instituto Marco Marchioni. In: sozialraum.de, Ausgabe 2/2010. URL: <http://mobil.ksta.sozialraum.de/das-instituto-marco-marchioni.php>)

Jeder Mensch wohnt! Doch nicht jeder in derselben Art und Weise. Kulturelle Einflüsse prägen das Wohnen ebenso wie die konkreten sozialräumlichen Bedingungen. Letztere sind entscheidend bei Zugangsfragen zu und Verfügungsmöglichkeiten von Wohnraum. Insbesondere sich radikal verschärfende Ungleichheiten machen Wohnen zu einem sozialarbeiterisch brandaktuellen Thema.

Sonntagnachmittag irgendwo in Spanien. Ich sitze auf dem Sofa im Wohnzimmer, vertieft in einen Beitrag der Sonntagsausgabe der spanischen Tageszeitung »El País« über die dramatische Zunahme von Familien, die wegen Zwangsräumung aus ihren Wohnungen »fliegen« und fortan auf der Straße leben müssen. Plötzlich reißt mich ohrenbetäubend laute Musik aus meiner Lektüre. Sie scheint aus der Wand zu kommen und ist so klar, als ob sie aus meinen eigenen Boxen stammte. Hinter der Wand liegt die Nachbarswohnung, in der drei Frauen, eine Mutter mit ihren zwei erwachsenen Töchtern, beide über 40 Jahre alt, leben. Bevor mir überhaupt klar wird, was passiert, trommelt jemand mit Fäusten an eine andere Wand, verbunden mit einem schrillen Schreien »¡Cállate! Schnauze! Schluss mit diesem unerträglichen Lärm!«. Unmittelbar darauf bricht die Musik ab, gedämpfte Stimmen, dann wieder Ruhe. Galt dieser emotionale Ausbruch mir?

Nach diesem für mich verwirrenden Ereignis drehen sich meine Gedanken um die Tatsache, wie hellhörig die Wohnungen »hier«, in Spanien, sind und wie viel man vom Leben der Menschen in der Wohnung unter-, oberhalb bzw. nebenan mitkriegt. Gerade sonntags, wenn die Nachbarinnen und Nachbarn ganztags zu Hause sind, scheinen sie endlich Dinge verrichten zu können, die sie im strengen Arbeitsalltag nicht schaffen: Waschen,

putzen und dabei die Möbel rücken, in die Wand bohren, um ein Bild aufzuhängen, ihre Paarbeziehung glätten oder die Kinder zu besseren Menschen erziehen – der damit verbundene Lärmpegel ist für einen Menschen aus Mitteleuropa vielfach jenseits des Ertragbaren: denn der Sonntag ist in der Schweiz der Inbegriff harmonischer Ruhe und Selbstbezogenheit.

Unglaublich, wie sich die Vorstellungen vom guten Leben in den »eigenen« vier Wänden innerhalb weniger Stunden Autofahrt ändern können. In diese Überlegungen reiht sich ein zweites Ereignis ein: Ich fuhr mit einer Gruppe von Spanierinnen und Spaniern im städtischen Linienbus durch ein neu entstehendes Viertel an einer Baustelle vorbei. Alle stürmten auf die eine Seite des Busses und schauten fasziniert aus dem Fenster: »¡Qué casa más bonita! – Was für ein schönes Haus!« Als auch ich das neu entstehende Hochhaus erspähte, verstand ich nur Bahnhof. Hä? Was ist genau das Schöne an diesem Gebäude? Sieht doch genau gleich aus wie alle Hochhäuser, die in den vergangenen Jahren in den meisten Städten hochgezogen wurden, um auf den steigenden Wohnraumbedarf zu antworten.

Mittlerweile liegen diese und viele andere meiner Wohn-Erlebnisse im fremden Spanien einige Jahre zurück, doch vermögen sie zu illustrieren, wie schwierig ein gegenseitiges Verstehen des Wohnens zwischen Menschen mit

unterschiedlichen kulturellen und sozialen Prägungen und Erfahrungen ist. Ausgehend von den beiden Episoden wird in der Folge den kulturellen und sozialräumlichen Aspekten des Wohnens auf den Grund gegangen.

Wohnen – Suche nach dem kulturellen »Mehr« als das Dach über dem Kopf

»Mi casa«, der spanische Ausdruck für »mein Haus«, lässt sich zwar auf Deutsch übersetzen. Hierzulande verbinden wir jedoch mit dem Begriff »Haus« im Regelfall die Gesamtheit aller Wohneinheiten unter einem (gemeinsamen) Dach: vielfach ist das nur eine Einheit, das Einfamilienhaus, manchmal mehrere. Dann sprechen wir vom Hoch- oder Mehrfamilienhaus. Ist in Spanien von »mi casa« die Rede, wird damit meistens eine Wohnung bezeichnet, also eine bauliche Einheit mit einem eigenen Zugang vom Treppenhaus und einer Kocheinrichtung – sanitäre Anlagen können sich außerhalb befinden (im Hinterhof, auf der Halben Treppe etc.). Erklären lässt sich dieser Unterschied durch die Tatsache, dass spanische Städte seit den 1950er Jahren stark wachsen. Heute leben 80% der Menschen in Städten (1950 noch 55%).¹ Aus Finanz- und Platzmangel wurde der steigenden Wohnraumnachfrage selten mit dem Bau von Einfamilienhäusern begegnet, wie dies in vielen Gemeinden hierzulande geschieht. Vielmehr wurden die hohen Häuser dicht gebaut und mit vielen Wohneinheiten bestückt, den letzten Quadratmeter ausnutzend. Angesichts der verwinkelten Wohnungsgrundrisse, aber auch der verflochtenen Zugänge über mehrere Eingänge, Treppenhäuser und Fahrstühle, wird man als Außenstehender das Gefühl nicht los, Ingenieure hätten mit ihrem computerunterstützten Design-Programm (CAD) »Tetris« gespielt – diese wenig qualifizierte Zwischenbemerkung verdeutlicht die Gefahr

von kulturellen Zuschreibungen aus einer alltäglich vergleichenden Perspektive auf die nationalen Wohnunterschiede.

Gleichzeitig ist der Wohnraum mehr als nur ein Dach über dem Kopf, mehr als physisch-technische Aspekte, wie

indem sie die Dinge so platzieren und arrangieren wie sie es wollen. »Wohnst du noch oder lebst du schon?« Diese aus der Werbung stammende Frage scheint das Maximum an Wohn-Individualität auszudrücken. Da damit IKEA-Möbel

»Nicht jeder Mensch kann selbst entscheiden, wo und wie er wohnt«

Grundrissart, Anordnungen von Wänden und Zimmern oder Innenausstattungen – darauf verweist bspw. die seit 2004 gültige Definition der WHO (2004) (siehe Kasten). Der Begriff »mi casa« deutet ebenfalls auf dieses »Mehr« hin, indem damit »mein Zuhause«, »mein Heim« bezeichnet wird. Eine Wohnung erfüllt, ähnlich wie Nahrung oder Bekleidung, die Grundbedürfnisse ihrer Bewohnenden und wirkt sich zudem auf ihr Wohlbefinden aus. Angesichts vielerlei Bedrohungen unter freiem Himmel dominiert – zumindest, wenn man die Menschheitsgeschichte betrachtet – zwar die Schutzfunktion der Behausung, jedoch verrichten Menschen heute in ihren vier Wänden Unterschiedliches: sie essen, schlafen, pflegen (familiäre) Beziehungen, regenerieren den Körper, stellen ihre Gegenstände ab und noch viel mehr. Diesem vielfältigen, »vermischten Tun« (Häußermann & Siebel 2002, S. 184) kommt der spanische Begriff »vivir«, also leben, nahe, während wir in der deutschen Sprache schlicht von »wohnen« sprechen.

Eine Wohnung oder ein Haus repräsentiert jedoch auch einen Lebensstil ihrer oder seiner Bewohnenden. Dies wird beispielsweise über die Art und Weise der Gestaltung des Innenwohnraums deutlich und wird bei selbst gebauten Einfamilienhäusern verschärft durch den Baustil und die gewählte Ästhetik. Fast alle Bevölkerungsgruppen leben heute eine (scheinbare) Individualität in ihren vier Wänden, gestalten diese nach ihrem Geschmack,

beworben werden und damit die Grundbausteine, welche zu einer weltweit immer ähnlicheren Gestaltung von Wohnwelten führen, relativiert sich das Versprechen dadurch und kehrt es ins Gegenteil um.

Zwar werden heute weltweite Trends trotz gleichen Grundbausteinen auch individuell gelebt. Das Tun in den eigenen vier Wänden wird mit spezifischen Bedeutungen versehen. Jedoch reicht die Betrachtung der modischen Stile der Einrichtung, Haushaltstypen (Einpersonenhaushalt, Mehrgenerationenhaus etc.) oder der Wohnästhetik nicht aus, um die kulturellen Aspekte des Wohnens zu verstehen. Die »Kulturen des Wohnens« drücken vielmehr die »verräumlichende[n] Formen des Lebens aus, die durch Bedeutungshöfe ihrer Zeit geprägt sind« (Hasse 2012, S. 479). In den Kulturen des Wohnens treffen individuelle Lebensformen und Lebensansichten wie vor einem Spiegel auf bestimmte kulturell geteilte Wert- und Normvorstellungen. Während die hellhörige Bauart in Spanien »normal« ist und somit eine Wohnung ohne akustische Nähe zum Nachbarn kein Kriterium für ein gutes Leben darstellt, wird hierzulande mit viel technischem (wie bspw. durch extra gedämmte Materialien in angrenzenden Wänden und Böden) oder planerischem Aufwand (keine Einsehbarkeit von einer Wohnung zur anderen) versucht, die Menschen voneinander zu isolieren. Als kulturelle Rahmenbedingung lässt sich deshalb das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit benennen, welches sich regional unterschiedlich ausprägt. In Spanien findet das Leben auf der Straße statt. Nach der Arbeit, wenn es nicht mehr so heiss ist, geht man raus, während wir uns hierzulande nach der Arbeit möglichst in die Privatheit des Kleingartens oder nach »Balkonien« zurückziehen. Beim Wohnen ziehen wir eine symbolische

Definition von Wohnen

In einer angemessenen Unterkunft zu leben, meint mehr als nur ein Dach über dem Kopf zu haben: Die Definition der WHO von »Wohnen« (»housing«) berücksichtigt die physische Struktur der Wohnung als auch die Bedeutung eines Heims (»home«) (für eine Familie und für jedes Individuum), das Wohnumfeld und die ganze Nachbarschaft als Gemeinschaft.²

Grenze zwischen der vertrauten Welt hinter den eigenen vier Wänden und der feindlichen Welt, die draussen liegt.

Sag mir, wo du wohnst, und ich sag dir, wer du bist – sozialräumliche Bedingungen des Wohnens

In der WHO–Definition von Wohnen (2004) erfährt das »Mehr« des »Dachs über dem Kopf« eine zusätzliche Bedeutungserweiterung. Wohnen ist vom räumlichen und sozialen Kontext abhängig, in welchem ein Wohnraum eingebunden ist – entscheidend ist deshalb ein Blick auf das unmittelbare Wohnumfeld und die

über mir? Verstehen wir uns als (Haus- oder Stadtteil-)Gemeinschaft oder haben wir überhaupt nichts miteinander zu tun? Die Antworten auf diese Fragen speisen sich in sozialräumlicher Hinsicht nicht nur aus individuellen Präferenzen, wie Sympathie zu den Nachbarn, Nachbarinnen – diese hielt sich bei den drei Damen aus der Eingangsepisode in Grenzen, da sie beim zufälligen Aufeinandertreffen im Hausflur meinen Gruss nie erwiderten, sich schnell in die Wohnung zurückzogen und den Schlüssel umdrehten.

Bei den Fragen, welche Menschen um mich wohnen und wie der Wohnraum im Siedlungsgebiet verteilt ist, spielen vielmehr unterschiedliche, jenseits des

dieses komplexen Zusammenspiels sondern sich sozial, kulturell und ethnisch unterschiedlich strukturierte Bevölkerungsgruppen auch räumlich voneinander ab (Kessl & Reutlinger 2010, S. 12). Das kann in sozialräumlicher Hinsicht gravierend sein, da sich die Lage einer Wohnung in einer Gemeinde oder Stadt auf die alltägliche Lebensführung, Entfaltungsmöglichkeiten oder die Sozialisationschancen der Bewohnenden auswirkt.

Nicht jeder Mensch kann selbst entscheiden, wo und wie er wohnt. Zwar sind objektivierbare Faktoren, wie die Attraktion des Wohnumfeldes, gruppenspezifische Anziehungskraft oder persönliche Vorlieben wichtig. Doch ebenso bedeutsam für den Zugang zum Wohnungsmarkt sind wohn- und sozialpolitische Aspekte, aber auch der sozioökonomische Status.

»Will Soziale Arbeit etwas an den gesellschaftlich-strukturellen Bedingungen verändern, die zum Verlust des Wohnraums führen, muss sie sich wohnungspolitisch einmischen«

Nachbarschaft. Welche Infrastrukturellen Möglichkeiten bietet das Wohnumfeld? Können meine Kinder selbstständig draussen spielen, alleine zur Schule gehen? Sind Ärzte erreichbar, gibt es öffentliche Serviceangebote, wie Bibliothek, Schwimmbad oder Sportanlagen? Wie kann ich mich fortbewegen, nur mit dem Auto oder gibt es eine Anbindung an den öffentlichen Verkehr? Welche Einkaufsmöglichkeiten sind vorhanden? Während solche und ähnliche Fragen eher auf die strukturellen Bedingungen des Wohnumfeldes zielen, verweisen andere wichtige Aspekte auf die soziale Zusammensetzung der Nachbarschaft (vgl. Reutlinger u. a. 2015). Wer wohnt neben, unter oder

individuellen Gestaltungsrahmens liegende Mechanismen mit. Hierzu gehört die Frage, wie Wohnraum in einer Gemeinde oder Stadt »produziert« wird, d. h. welche Interessen unterschiedliche Entscheidungsträger, wie Politiker und Politikerinnen, Investoren und Investorinnen, Planende u.a., verfolgen, die übergeangen werden. Ebenso entscheidend ist, welche Eigentumsverhältnisse in einer Gesellschaft oder zu einem Zeitpunkt gelten, welche gesellschaftlichen Integrationsmechanismen (insbesondere über Erwerbsarbeit) vorherrschend sind, aber auch, welche gesetzlichen Regelungen und politischen Massnahmen getroffen wurden und werden. Als Ergebnis

Wohnen wird prekär – deshalb gehört es in den Mittelpunkt der Sozialen Arbeit

Jobverlust, Verzug der Ratenzahlung der Wohnung, Zwangsräumung, Obdachlosigkeit, ein Leben lang Restschulden zur Abbezahlung der verlorenen Wohnung – so wurde ungefähr der Verlauf, den viele Familien in Spanien erleben, in der besagten Sonntagsausgabe von »El País« beschrieben. Während sie das Dach über dem Kopf durch die Finanzkrise ab 2008 verloren, scheint das Wohnraumproblem viel grundlegender zu sein, fundamentaler als ein kurzfristiges Verrücktspielen der Immobilienmärkte – zumindest gibt es viele Anzeichen, dass Wohnraumverlust und Obdachlosigkeit auch hierzulande im unteren Mittelstand angekommen sind. Wohnen wird für eine breitere Bevölkerungsschicht prekär, indem ähnliche Gründe, d.h. ökonomisch unvorteilhafte Situation, Jobverlust, Trennung oder eine Sanierung der gesamten Siedlung zu deren Aufwertung und Verdichtung, zur Kündigung der Wohnung führen können. Letzteres wird kritisch als Verdrängung durch Spekulation diskutiert, deren Motor ein Gefüge aus skrupellosen Investoren und Investorinnen, Miethaien, unfähigen Hausverwaltungen und zögerlichen bis untätigen Stadtpolitikern und -politikerinnen darstellt.

Gerade für kleinere Haushalte mit geringem Einkommen fehlen Wohnungen (vgl. Holm u. a. 2018). Diese »neue

WOHNSOG: Perspektive der Mieter/innen auf bauliche Verdichtungsprozesse

»Siedlungsentwicklung nach Innen« führt vielerorts zu einer Verteuerung des Wohnraums. Als Konsequenz sind bisherige Bewohnerinnen und Bewohner gezwungen, sich eine neue Wohnung zu suchen. Das vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierte und an der FHS St.Gallen angesiedelte Forschungsprojekt untersucht die individuelle Betroffenheit des (drohenden) Wohnungsverlusts und die damit einhergehenden Bewältigungsanforderungen. Auf der Basis der gewonnenen Erkenntnisse sollen Handlungsgrundlagen für im Handlungsfeld Wohnen tätige Professionelle aus Planung und Sozialer Arbeit generiert werden (Laufzeit 2017-2019).

Wohnungsfrage« (Beck & Reutlinger 2018) hat für die Soziale Arbeit zur Konsequenz, sich dem Wohnthema grundlegend stellen zu müssen. Während Wohnungslosigkeit bislang als Problem von Randgruppen, die eine (Wieder-)Einbindungshilfe in normalisierte Bezüge benötigen, thematisiert werden konnte, muss Soziale Arbeit mehr denn je das »Mehr« als das Dach über dem Kopf in den Blick nehmen (vgl. Reutlinger 2017) – denn für immer mehr Menschen wird leistbares Wohnen in Frage gestellt, obwohl sie den Normalvorstellungen entsprechen. Will Soziale Arbeit etwas an den gesellschaftlich-strukturellen Bedingungen verändern, die zum Verlust des Wohnraums führen, und nicht bloss ihren Auftrag zum Einbinden von Herausgefallenen erfüllen, ist sie gezwungen, sich wohnungspolitisch einzumischen (vgl. Barłoschky & Schreier 2016).

Anmerkungen

- (1) Abbildung (siehe auch Fussnote 1) <https://data.worldbank.org/indicator/SP.URB.TOTL.IN.ZS?end=2016&locations=ES-DE-CH-AT&start=1955>, Datum des Zugriffs: 30.4.2018

- (2) Quelle: Bonnefoy, Xavier (2007): Inadequate housing and health: an overview. In: International Journal of Environment and Pollution, Vol. 30, Nos. 3/4, 2007, S. 414, eigene Übersetzung ■

Hasse, J. (2012): Wohnen. In: Eckardt, F. (Hrsg.): Handbuch Stadtsoziologie. 1. Auflage. Wiesbaden, S. 475–502.

Häussermann, H. & Siebel, W. (2002): Wohnen und Familie. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse. Der Mensch als soziales und personales Wesen, Band 19. Stuttgart, S. 183–205.

Holm, A., Lebuhn, H., Junker, S. & Neitzel, K. (2018): Wie viele und welche Wohnungen fehlen in deutschen Grossstädten? Die soziale Versorgungslücke nach Einkommen und Wohnungsgröße. Working Paper Forschungsförderung. URL: https://www.boeckler.de/pdf/p_fofoe_WP_063_2018.pdf (30.4.2018).

Kessl, F. & Reutlinger, C. (Hrsg.) (2010): Sozialraum. Eine Einführung. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden.

Reutlinger, C. (2017): Soziale Arbeit und Wohnen: Gefangen in einer funktional-industriekapitalistischen Raumordnung und darüber hinaus blind für Praktiken pädagogischer Ortsgestaltung? Eine sozialgeographische Spurensuche. In: Meuth, M. (Hrsg.): Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden, S. 59–95.



Barłoschky, J. & Schreier, M. (2016): Soziale Arbeit als Akteurin sozialer Stadtpolitik: Wohnungspolitische Perspektiven. In: Oehler, P., Thomas, N. & Drilling, M. (Hrsg.): Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt. Kontexte, Programmatiken, Ausblicke. Quartiersforschung. Wiesbaden, S. 89–108.

Beck, S. & Reutlinger, C. (2018): Soziale Arbeit und die Wiederkehr der Wohnungsfrage. Historische Bezüge und aktuelle Herausforderungen. Zürich.

Urban population (% of total)

United Nations Population Division. World Urbanization Prospects: 2014 Revision.

License : CC BY-4.0

